

VERGESSEN KANN EINE WICHTIGE FORM
VON ORDNUNGSBILDUNG SEIN

Vom Eichhörnchen zum Internet

Warum Menschen Informationen sammeln
und welche Möglichkeiten, Risiken und Nebenwirkungen
sich daraus ergeben



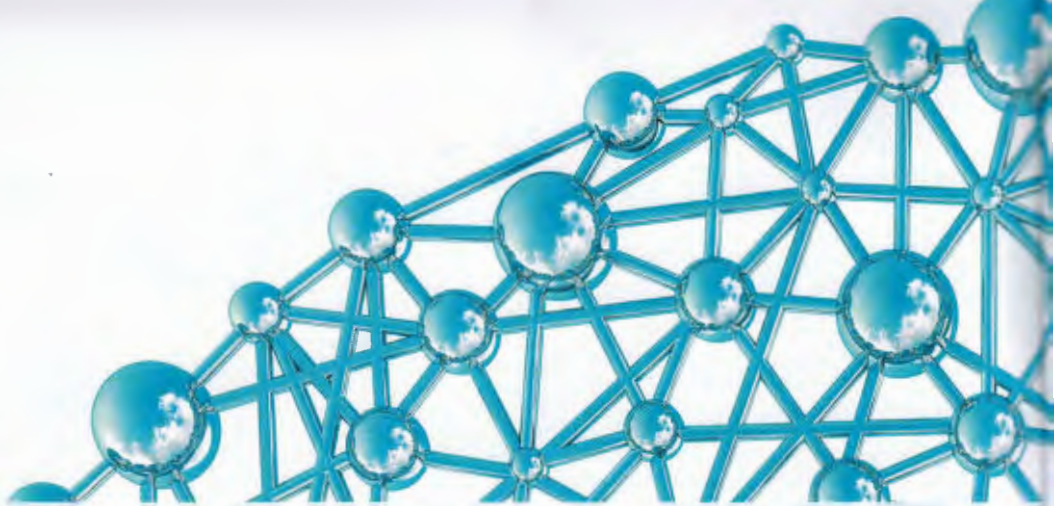
Wir erleben eine gigantische Informationsexplosion. Daten über alles und jeden werden ständig angehäuft und sind immer verfügbar. Aber was versprechen sich Menschen überhaupt davon, Informationen zu sammeln und zu bewahren? Woher kommt dieses Bedürfnis und welche Konsequenzen hat es? Ich möchte hier einige Überlegungen zu den psychologischen Mechanismen von Informationssammlung anstellen und die damit verbundenen Herausforderungen beleuchten. Warum sammeln Menschen Informationen? Fragen nach dem Warum von Verhalten werden häufig mit dem Hinweis auf „Adaptivität“ beantwortet, also mit dem Verweis darauf, dass ein Verhalten das Überleben eines Individuums sichert und seinen Fortpflanzungserfolg begünstigt. Wenn zum Beispiel ein Eichhörnchen im Herbst Nahrung sammelt und sie später wiederfindet und frisst, dann ist das adaptiv. Tiere, die Vorräte anlegen, haben auch besonders gut entwickelte Orientierungs- und Gedächtnissysteme. Diese überlappen sich in ihren Gehirnprozessen und könnten sich mindestens teilweise tatsächlich aus den Erfordernissen der Nahrungssuche entwickelt haben.

Aber welchen Zweck hat es, abstraktes Wissen zu sammeln und zu bewahren? Informationen sind nicht essbar, und viele Informationen, die die Menschheit sammelt, haben anscheinend keinen unmittelbaren Nutzen. Schon gar keinen biologischen. Dennoch ermöglicht die menschliche Fähigkeit, Informationen zu sammeln und zu bewahren, etwas ganz Einzigartiges: Menschen können Wissen akkumulieren, abstrahieren und konservieren und dadurch lernen. Das ermöglicht

technologische und kulturelle Anpassungsprozesse und Leistungen, die, wenn sie der biologischen Evolution unterlägen, wohl Jahrmillionen dauern würden.

Eine wichtige Rolle spielt hierfür die Sprache. Sie ermöglicht es uns, Erfahrungen und Kenntnisse zu teilen und Informationen losgelöst von der unmittelbaren Erfahrung zu weiterzugeben. Hinzu kommt die Schrift als externes Speichersystem, als Technik, um Kommunikationsinhalte zu fixieren. Wie die Eichhörnchen sammeln, vergraben und wiederfinden müssen, um von ihrer Tätigkeit adaptiven Nutzen zu haben, so stehen auch Menschen vor der Herausforderung, individuelle und gemeinschaftliche Erfahrungen so zu fixieren und zu ordnen, dass sie später und für andere nutzbar werden. Beides zusammen erweitert unser Gedächtnis und beschleunigt das Lernen.

Individuell können wir nur beschränkt neue Information aufnehmen: Menschen können akustisch im Schnitt sieben und visuell etwa vier neue Elemente im Kurzzeitgedächtnis behalten. Im visuellen Bereich sind uns Affen damit überlegen. Um Information ins Langzeitgedächtnis zu übertragen, brauchen wir ständige Wiederholungen. Einen Wissensschatz aufzubauen ist somit ein sehr langwieriger und mühevoller Prozess, obwohl die Gesamtkapazität unseres Gedächtnisses sehr groß ist. Aber diese Kapazität geht auf Kosten der Exaktheit. Unsere Fähigkeit, Ereignisse und Erlebnisse zu speichern und zu erinnern, ist grob und ungenau. Die Erinnerung an unsere Erlebnisse erscheint subjektiv photographisch exakt und filmisch lebendig,



aber es handelt sich eher um animierte Rekonstruktionen. Vieles verschwimmt und verändert sich oder wird sogar von einem Erinnerungsvorgang zum nächsten komplett ausgetauscht. Im Extremfall integrieren wir sogar Erzählungen in persönlichen Erinnerungen und empfinden solche „eingepflanzten Erinnerungen“ als authentisch. Wir können auch nicht ohne weiteres alles wiedergeben, was wir gespeichert haben. Vieles wird uns in einer gegebenen Situation „nicht einfallen“, denn die Situation selbst bestimmt, was wir erinnern. So beschreibt es auch Marcel Proust in seiner „Suche nach der verlorenen Zeit“: Der Duft eines Gebäckstücks zündet die Kaskade der Erinnerung an ansonsten längst Vergessenes.

Normalerweise verschwindet am Lebensende ein Großteil des mühevoll aufgebauten individuellen Wissenschatzes. Ohne externe Fixierung von Gedächtnisinhalten kann nur ein Bruchteil des Erworbenen weitergegeben werden. Obwohl auch die mündliche Überlieferung Großes und Überdauerndes hervorgebracht hat, kann Verschriftlichung erheblich mehr leisten. Wie viel mehr Information kann durch mediale Fixierung in Schrift, Ton und Bild überdauern und um wie viel exakter ist das entstehende Abbild?

Nicht nur die Leistungsfähigkeit unseres Gedächtnisses, auch unsere individuelle Kreativität ist begrenzt. Nicht jeder könnte einen Computer selbständig entwickeln. Nach der ersten Entwicklung genügt aber der geordnete Zugang zur überlieferten „Anleitung“, um ihn zu benutzen und vielleicht auch weiter zu entwickeln.

Das Sammeln von Wissen kann also durchaus adaptiv sein und ist gleich-

zeitig an Vorentwicklungen gebunden: an eine Sprache, um Wissensinhalte abstrahiert zu kommunizieren. An eine Schrift, um Wissen zu fixieren, und an Medien, um Inhalte zu multiplizieren und zu verbreiten, wie den Buchdruck oder in jüngerer Zeit eben „neue Medien“. Kulturelle Techniken können also biologische Mängel ausgleichen und so im weitesten Sinne einen Überlebensvorteil sichern. Die Fähigkeit, Erfahrungen und Verfahrensanweisungen zu konservieren, erhöht die Lerngeschwindigkeit einer Gemeinschaft und damit ihre Fähigkeit, flexibel auf Anforderungen zu reagieren und sich in ökologische Nischen einzufinden. Menschen haben es auf diese Weise geschafft, sich ein enorm großes Habitat zu erschließen. Weil wir auf den Fundus der Vorfahren zurückgreifen können, müssen wir das Rad weder im wörtlichen noch im übertragenen Sinne mehrmals erfinden und die schlechten Erfahrungen unserer Vorfahren auch nicht wiederholen. Leider aber nutzen Menschen die Möglichkeit, aus dokumentierter kollektiver Erfahrung zu lernen, nicht immer optimal.

Menschen haben aber auch das Bedürfnis, Informationen zu sammeln, weil sie dies als „identitätsstiftend“ oder „identitätserweiternd“ empfinden. Wir sammeln Photos, Briefe oder Tagebücher, ohne einen praktischen Vorteil davon zu haben. Menschen integrieren sowohl das, was sie wirklich aus ihrer Autobiographie erinnern, als auch das, was sie nur über diese wissen, in ihr Selbstbild. Beides wird Teil der Identität. Obwohl wir meist keine Erinnerung an die Lebensumstände unserer Vorfahren haben, interessieren uns diese und sie beeinflussen unser Selbstbild. Woher kamen die Ahnen, was glaubten sie, waren sie arm oder reich, erfolg- und einflussreich oder gesell-




Selfies – so heißen die neuen Selbstporträts – werden auf Armeslänge aus der eigenen Hand aufgenommen und in sozialen Netzwerken geteilt.

Foto: Imago/Westendb

DIE GESAMTKAPAZITÄT UNSERES GEDÄCHTNISSES IST SEHR GROSS





schaftlich unbedeutend? Das alles entzieht sich dem eigenen Erleben, bestimmt aber zu einem beachtlichen Teil unsere Identität. Als Europäer, als Deutsche, als Christen, als vieles mehr, die öffentliche Diskussion ist voller Beispiele.

Der Gesetzgeber respektiert das Streben nach einer persönlichen Historie, indem er zum Beispiel das Recht auf Wissen um die biologischen Eltern schützt. Einem solchen Recht kann natürlich nur Genüge getan werden, wenn es Quellen gibt, aus denen sich entsprechende Fragen beantworten lassen. Beispielsweise standesamtliche Unterlagen. Interessanterweise waren Kirchenbücher bis ins späte 19. Jahrhundert die einzige Form der Melderegister. Ihre Einträge bilden einen bemerkenswerten sozialgeschichtlichen Fundus und auch die Basis für individuelle Ahnenforschung. Diese erfreut sich großer Beliebtheit, eben weil Menschen aus dem Wissen über ihre Herkunft ihre eigene Identität ergänzen wollen. Das Bedürfnis nach Kenntnis von nicht sinnlich Erfahrbarem, nicht selbst Erlebtem macht Quellensammlungen nötig. So können Erkenntnis- und Gedächtnislücken gefüllt und individuelle und institutionelle Identität ergänzt werden.

Im Idealfall sollte dies natürlich positive, selbst-erhöhende Konsequenzen haben. In der Phantasie sind die eigenen Vorfahren etwas Besonderes und werten das eigene Ich auf. Bedeutend, reich, adelig, wenn schon unehelich, dann aber Prinzentochter oder Prinzensohn und nicht Dienstmädchen, bestimmt eher Held als Verbrecher. Aber Identitätsergänzung aus archivierter Vergangenheit birgt auch Risiken: Was, wenn der Abgleich der Phantasie mit der dokumentierten Realität Unerwünschtes zutage fördert? Leugnen, abstreiten, fälschen, vergessen? Oder gleich die Finger davon lassen?

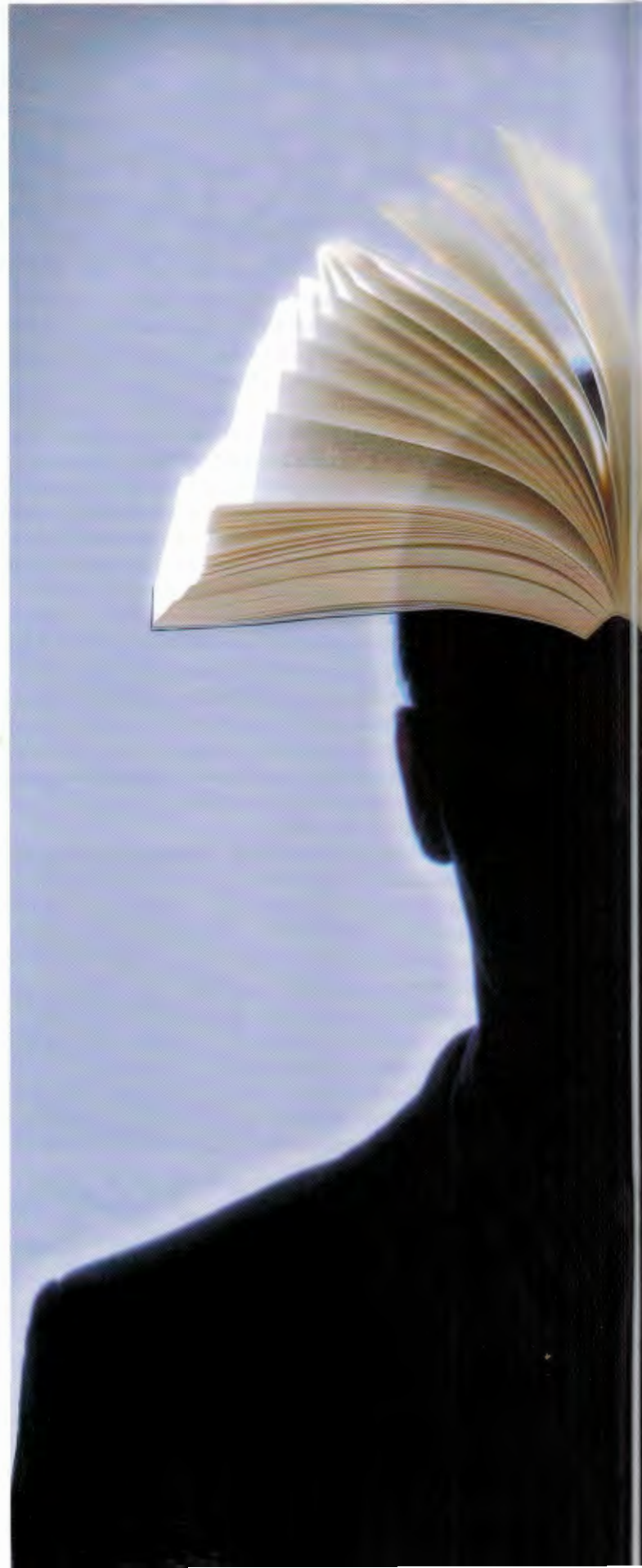
Psychologisch sind für die Bestimmung der eigenen Identität häufig weniger objektive Tatsachen über die Vergangenheit wichtig, als die

DAS RECHT AUF DIE EIGENE VERGANGENHEIT IST NICHT OHNE RISIKO

eigene Repräsentation derselben, Geglaubtes kann Gewusstes ersetzen. Gesunde Menschen sind Meister darin, sich ein positives Selbst zu erhalten. Dennoch ist dies einfacher, wenn es keine negative Information gibt. Man mag ein Recht auf die eigene Vergangenheit haben, aber dieses Recht ist nicht ohne Risiko. Wer es wahrnimmt, kann auch enttäuscht werden und die dokumentierte Vergangenheit aus der Welt wünschen. Möge doch der imaginierte Heldengesang das kompromittierende Video ersetzen! Durch Archivierung werden Ressourcen geschaffen und bewahrt, auf denen individuelle und kollektive Identitäten gegründet und aus denen sie erweitert werden können. Ihre Benutzung erfolgt aber auf eigene Gefahr!

Weitere gewaltige Transformationen stehen bevor: In der Vergangenheit bestand eher ein Mangel an Möglichkeiten, Information zu konservieren und zu verbreiten. Jede Technik war ein Meilenstein, die Abstände zwischen den Innovationen groß: Sprache, Schrift und Buchdruck. In Zeiten der Digitalisierung werden dagegen Techniken zur Informationsfixierung und Verbreitung in immer kürzeren Abständen verfügbar und erzeugen ein Überangebot. Es entstehen Artefakte von allem und jedem. Diese können mühelos in die ganze Welt verbreitet werden. Das Posten von Selfies aus jeder Lebenslage ist ein aktuelles, manche würden sagen „virales“ Beispiel. Der Selfie-Stick erlaubt als eigene kleine Innovation größere Perspektiven auf diesen Selbstdokumenten, also ein besseres „sich in Szene setzen“. Die Kombination von Photographie und 3D-Drucker ermöglicht jedem sogar die Herstellung von Miniaturstatuen von sich selbst. Es ist

VIELES VERSCHWIMMT UND VERÄNDERT SICH





nur noch eine Frage des Preises. Die realistische figurale Abbildung der eigenen Person, die früher nur Herrschern vorbehalten war, wird nun jedem zugänglich.

Aber ist das alles wirklich dokumentierens- und erhaltenswert? Aus den neuen technischen Möglichkeiten ergeben sich auch neue Anforderungen an persönliches und institutionelles Datenmanagement, an Auslese und Ordnung. Vergessen kann eine wichtige Form von Ordnungsbildung sein. Eintragungen im Vorstrafenregister werden nach einer bestimmten Zeit gelöscht, und die Europäische Union hat vor kurzem das Recht auf digitales Vergessen verankert. Letzteres trägt der Erkenntnis Rechnung, dass man mit 50 nicht mehr unbedingt durch die eigene Selbstdarstellung als 15jährige repräsentiert sein will (und als Regierungsmitglied eventuell nicht mehr mit einer abgelegten pubertären Pose). Der Praxistest zeigt allerdings, dass Vergessen in der digitalen Welt nicht so einfach ist.

Für unsere Psyche spielt nicht nur die Fähigkeit zu erinnern, sondern auch die Fähigkeit, geordnet zu vergessen, eine wichtige Rolle. Vergessen kann sogar mit besseren Aufmerksamkeitsleistungen und effizienterem Erinnern einhergehen. Selektivität dient der psychischen Gesundheit, ein gesundes Maß an Vergessen trägt dazu bei. Nur wer sich von Teilen der Vergangenheit befreien kann, hat noch Kapazitäten für Neues.

Damit soll aber nicht der billigen Selbstexkulpierung und gedankenlosen Selbstbefreiung von möglicherweise unangenehmen Vergangenheiten das Wort geredet werden. Natürlich ist das Festhalten vieler Erinnerungen zentral. Es beschleunigt die kulturelle und technische Evolution und hilft, Fehler zu vermeiden und Identität zu bewahren. Das geflügelte Wort davon, dass, wer keine Vergangenheit hat, auch keine Zukunft hat, hat eine individuelle psychologische Basis: Menschen, die aufgrund einer Hirnschädigung Gedächtnisdefizite für ihre Vergangenheit haben, sind auch beeinträchtigt darin, sich ihre Zukunft vorzustellen und sie zu planen. Vergangenheit und Zukunft sind somit aneinander gekoppelt. Das gilt sowohl auf individueller als auch auf kollektiver Ebene. Festhalten an Erinnerung kann also doppelt adaptiv, ihr Verlust doppelt problematisch sein.

Auftrag und Herausforderung für individuelle, institutionelle und gesellschaftliche Informationssammler unserer Zeit ist es also, die richtige Auswahl zu treffen und die richtige Balance zwischen neuem Lernen, Erinnern und Vergessen zu halten und so auf der Basis einer wohlverstandenen Vergangenheit Platz für die Herausforderungen der Zukunft zu schaffen. ■

[Der Beitrag ist die gekürzte Fassung eines Vortrags zur Amtseinführung der Direktorin des Bischöflichen Zentralarchivs Regensburg, Dr. Camilla Weber.]



Foto: privat

Die Autorin: **Johanna Kießler** hat in Regensburg, Aberdeen und San Diego Psychologie, Slawistik und Kulturgeschichte studiert und in Konstanz im Fach Psychologie promoviert (2002). Von 2003 bis 2010 war sie Juniorprofessorin für klinische Psychologie und Verhaltensneurowissenschaft an der Universität Konstanz. Seit 2011 ist sie Professorin für Allgemeine Psychologie an der Universität Bielefeld. Ihr Forschungsgebiet sind die Wechselwirkung von Gedächtnis, Sprache und Emotion und die zugrundeliegenden Gehirnprozesse.